

Exzessives Spielen: «Pro Spieler sind etwa sechs Angehörige betroffen»

Im Wallis sind etwa 50'000 Menschen direkt oder indirekt von Problemen mit Glücksspiel tangiert. Nun lanciert die Gesundheitsförderung Wallis eine Aufklärungskampagne. Eine Expertin ordnet ein.

Orfa Schweizer

Es locken Gewinne in Höhe von mehreren Hunderttausend Franken, bunte, grelle Farben, interaktive Flächen, blinkende Symbole – auf Onlineplattformen für Glücksspiele wird nicht mit Reizen geizt.

Was früher die einarmigen Banditen waren, sind heute diese Webseiten. Und im Gegensatz zu den klassischen Spielautomaten, wie man sie auch heutzutage noch in Casinos oder an anderen Orten antrifft, bergen diese Online-Glücksspiele eine neue Gefahr: Die Hemmschwelle sinkt um ein Vielfaches und die Spiele werden immer leichter zugänglich. «Ich kann zu Hause im Pyjama im Bett liegen, mein Handy zur Hand nehmen und um zwei Uhr nachts losspielen.» Das sagt Carmen Tonezzer, Präventionsbeauftragte Sucht der Gesundheitsförderung Wallis, anlässlich einer Medienkonferenz zur neu lancierten Kampagne für Angehörige von Spielerinnen und Spielern.

Mit der Kampagne «Keine Lust mehr auf Spielchen?», die seit diesem Montag läuft, wolle man auf die Problematik des exzessiven Spielens aufmerksam machen, sagt Tonezzer. Gleichzeitig wolle man die Stigmatisierung der Problematik abbauen und Hilfsangebote für Betroffene und deren Angehörige vermitteln.

Exzessives Glücksspiel umfasst das problematische und das pathologische Spielverhalten. Pathologisches Spielverhalten nennt man auch Spielsucht. Dabei handelt es sich um eine von der Weltgesundheitsorganisation anerkannte psychische Störung, die unter Suchterkrankungen geführt wird. Beim problematischen Spiel haben die Betroffenen zwar Schwierigkeiten mit ihrem Spielverhalten, doch es sind nicht alle klini-

schen Kriterien einer Störung erfüllt.

An dem Punkt, an dem das Spielen die betroffene Person ständig beschäftigt, könne man von einem Verhalten sprechen, das über die einfache Lust zum Spielen hinausgeht, so Carmen Tonezzer. Also wenn man ständig darüber nachdenke, wann man zum nächsten Mal spielen könne oder wenn das Spielen die eigene Gesundheit beeinträchtigt. Aber auch sobald man spiele, um seine Finanzen aufzubessern, gerate man häufig in einen gefährlichen Teufelskreis.

Tendenz steigend, Dunkelziffer höher

Gemäss der Westschweizer Vereinigung für Suchtforschung, kurz GREA, nimmt die Spielsucht in der Schweiz zu. Eine Studie zeigt, dass landesweit 308'000 Personen Probleme im Zusammenhang mit Glücksspiel haben. Man geht von rund drei Prozent der erwachsenen Bevölkerung aus. Und es sind nicht nur die Spielerinnen und Spieler betroffen. Romaine Darbellay ist Verantwortliche des kantonalen Programms zur Prävention der Spielsucht bei der Gesundheitsförderung Wallis. Sie sagt, pro Person, die ein exzessives Spielverhalten aufweist, seien im Durchschnitt sechs Personen aus dem Umfeld mitbetroffen. Im Wallis spricht man damit von insgesamt 50'000 Personen, die direkt oder indirekt von exzessivem Spielverhalten tangiert werden.

Genauere Zahlen zu nennen, gestaltet sich dabei schwierig, die Dunkelziffer dürfte noch höher sein. Im Gegensatz zu anderen Süchten merke man den Betroffenen häufig nichts an, so Carmen Tonezzer. «Man riecht die Sucht nicht, wie das etwa bei Alkohol der Fall sein kann, man sieht den Personen

von aussen nichts an.» Auch deshalb gehe man von einer hohen Dunkelziffer aus, denn viele Menschen würden ein problematisches Spielverhalten nicht gleich schwer gewichten wie eine andere Suchtproblematik.

Besonders Kinder und Partner sind als Angehörige betroffen, direkt gefolgt von Geschwistern und Eltern. Die Auswirkungen, die das exzessive Spielen auf sie hat, sind vielfältig. Es komme vor, dass die Angehörigen den Spielern Geld ausleihen, das sie nicht zurückbezahlt bekommen, dass ein Partner die gemeinsamen Rechnungen nicht mehr bezahlen kann oder dass Angehörige die Schulden der Person übernehmen, sagt Carmen Tonezzer. Aber auch soziale Folgen kann das exzessive Spielverhalten nach sich ziehen: «Zum Beispiel dann, wenn das gemeinsame Abendessen ein Ritual war, aber nun ein Partner nur noch allein isst, weil der andere von seinem Spielverhalten so eingenommen ist», so Tonezzer.

Zuerst sich selbst schützen, dann helfen

Die Kampagne «Keine Lust mehr auf Spielchen?» der Gesundheitsförderung Wallis macht aber auch darauf aufmerksam, dass es für Angehörige wichtig ist, zuerst sich selbst zu schützen, bevor man einer Person mit exzessivem Spielverhalten helfen möchte. «Glauben Sie nicht, dass Sie das Spielproblem der betroffenen Person allein lösen können. Das kann nur sie selbst», steht etwa auf der Webseite der Kampagne geschrieben.

Dazu werden Tipps an Angehörige gegeben, die bei der Begleitung von Personen mit exzessivem Spielverhalten helfen können. Etwa, wenn auch Kinder im Spiel sind oder wie man sich selbst in der Situation schützen kann. Es sei für viele Angehörige



Carmen Tonezzer kennt die Risiken, die ein exzessives Spielverhalten für Betroffene und Angehörige birgt. Bilder: pomona.media

ge und Spielende wichtig und hilfreich zu wissen, dass man mit der Problematik nicht allein sei, dass man nicht alle Probleme selbst lösen müsse. Und dass man sich an eine Stelle wenden könne, an der einem geholfen werde, sagt Carmen Tonezzer.

Gerade weil ein exzessives Spielverhalten mitunter schwer festzustellen und einfacher zu verheimlichen ist, gibt es auf der Internetseite der Kampagne einen Selbsttest. Dieser hilft dabei herauszufinden, ob eine Angehörige Person betroffen ist oder ob man selbst ein problematisches oder pathologisches Spielverhalten aufweist.



Die Kampagne soll sensibilisieren, Stigmatisierung reduzieren und Tipps für Angehörige geben.

Ein Unglück wie das vom Februar 1908 soll vermieden werden

Weil die Fundamente brüchig sind, müssen die Lawinenverbauungen oberhalb von Goppenstein erneuert werden.

Walter Bellwald, Monika Bregy

Am 29. Februar 1908 sitzen im Hotel nahe der Station Goppenstein zwischen 19.00 und 20.00 Uhr rund 30 Personen beim Abendessen. Kurz vor 20.00 Uhr dann der Knall. Durch den Zug der «Gmeinlau» donnert eine Staublawine zu Tal und reisst zwölf Menschen in den Tod.

«Das war der Anfang des Baus von Lawinenverbauungen», erzählt Ferdinand Pfammatter, Förster der BLS. Er ist an vorderster Front mit dabei, wenn genau diese ab 1910 errichteten Mauern erneuert werden. Angefangen habe alles mit kleinen Erderhebungen. «Man

dachte, dass wenn der Schnee auf dem Boden festgehalten wird, bricht der Schnee dazwischen nicht mehr ab», sagt er. Das seien Trugschlüsse gewesen und die Verbauungen seien laufend korrigiert und die Mauern erhöht worden. «Heute misst die höchste Mauer rund acht Meter», weiss der Förster.

Die Mauern, die sich in einer Höhe von 2100 bis 2580 Metern über Meer befinden, sind allerdings in einem sanierungsbedürftigen Zustand. Schon vor rund 20 Jahren habe man damit angefangen, die Mauern zu sanieren, sagt Pfammatter. «Doch jetzt ist die Zeit da, in der bauliche Massnahmen an den Mauern vorgenommen wer-

den, die Probleme mit der Stabilität haben.» So werde deren Lebensdauer verlängert.

Heute würde man keine Trockensteinmauern mehr bauen, sagt Pfammatter weiter. Viel eher kämen Lawinenverbauungen aus Stahl zum Zug. «Die Mauern, die seit 100 Jahren da oben stehen, haben sich aber so bewährt, dass man versucht, sie zu erhalten.» Das fordere Massnahmen im Bereich der Fundamente der Mauern. Erste aufgetretene Erosionserscheinungen könnten so keinen Schaden mehr anrichten, insofern als die Mauern im schlimmsten Fall zusammenbrechen könnten.

Diese Arbeiten zum Schutz des Bahnhofs Goppenstein

werden sehr umfangreich sein. Im Perimeter der vorgesehenen Bauarbeiten stehen insgesamt 6,8 Kilometer Trockensteinmauern. Das betroffene Territorium liegt auf den Gemeinden Ferden und Gampel-Bratsch, der Boden allerdings ist im Besitz der BLS.

Daher muss diese auch einen Teil der Kosten selber tragen. An den veranschlagten 1,6 Millionen Franken, die das Projekt kosten soll, beteiligen sich Bund und Kanton mit zwischen 70 und 76 Prozent der Kosten. Die restlichen 24 bis 30 Prozent bezahlt die Eigentümerin – in diesem Fall die BLS. Dieser Kostenverteilung liege ein Vertrag zugrunde, den Bund und Kan-

ton mit den Eigentümern von Schutzbauten abgeschlossen haben, erklärt Pfammatter.

Wie viele Leute gleichzeitig an den Mauern arbeiten werden, könne man noch nicht sagen. Zurzeit würden Zeit- und Arbeitspläne erstellt, so Pfammatter. «Es ist geplant, dass zeitweise parallel in mehreren Equipen gearbeitet werden kann.» Das Gelände sei schwer zugänglich und teilweise arbeite man in den Felswänden, wo Verbohrungen gemacht und Verankerungen angebracht werden müssen. «Mehr als zwei Teams werden kaum aufs Mal arbeiten können», gibt Pfammatter zu bedenken.

Immerhin ist der Transport der Arbeiter einfacher als jener

des Materials. Denn diese können auf der von der BLS errichteten Strasse, die auf bis 2500 Meter hochgeht, ihren Arbeitsort mit dem Fahrzeug erreichen. «Diese Zufahrtsstrasse ist aber eng und hat einige Haarnadelkurven drin», weiss Pfammatter. Daher dürfte ein Grossteil des Materials mit Helikoptertransporten vor Ort gebracht werden.

Pfammatter geht davon aus, dass bereits diesen Herbst, sobald die Baubewilligung rechtskräftig ist, mit den Bauarbeiten losgelegt werden kann. Einsparungen habe es innerhalb der Frist keine gegeben. «Darüber sind wir sehr froh.» Die Bauarbeiten dürften etwa bis 2027 andauern.